



Achtet darauf, daß die von euch gekauften Hüte vorstehende Handelsmarke haben, da dies eine Garantie des rechten Preises und der herrschenden Mode ist.



Kauft jetzt euren

Wolz Mantel, Rock oder Hals = Schärpe!

Wir offerieren dieselben zu 50 Cents am Dollar. Wir verkaufen

\$4.00 Wuffs für \$1.75.

Dies ist der größte Verkauf der Saison. Vermißt ihn nicht.

Last eure Wolze von dem einzigen praktischen Kürschner in der Stadt reparieren.

J. Bolz, 138 Wyoming Avenue.

Höchster Preis bezahlt für rohe Felle.

... Carpets.

Frühjahrsvorrath jetzt beinahe vollständig hübsche Farben und die neuesten Muster. Eine Besichtigung des Vorraths ist alles, was wir verlangen.

Ihr werdet unter den verschiedenen Fabrikanten die verlässlichen „Bigelow“ in Wilton, Arginister und Brüssels finden.

Wir haben den berühmten „Bundhar Wilton“ unserer Linie beigefügt, welcher für Qualität und Auswahl der Muster nicht erreicht werden kann. Preise so niedrig wie Arginister.

Alle Fabrikate und Grade von Tapestry Brüssels in Vorrath, mit passender Einfassung für die meisten derselben.

Kerr, Siebeck und Co.,

106 und 108 Lackawanna Avenue.

Zweiggeschäft in Carbondale.

Der beste und billigste Platz zum Ankauf von

Groceries und frischem Fleisch,

Golz, Korb- und Blechwaren und Patent-Medizinen jeder Art

ist im

Courthouse Cash Store,

gegenüber dem Courthouse,

242 und 244 Adams Avenue.

Table with 2 columns: Item name and price. Includes items like Bestes Patent Mehl, Bestes Familien-Mehl, etc.

Unser Laden wird von einem erfahrenen deutschen Metzger geleitet. Fleisch stets frisch, Würste die besten in der Stadt. Sprecht vor und überzeugt euch.



Die Weber Pianos

Sind die vollkommensten Instrumente und der wundervolle Weber Ton wird nur in Weber Pianos gefunden. Sie sind bevorzugt von den ersten Künstlern. Die feinsten billigeren Fabrikate werden auf leicht moralische Beschlagshaltung verkauft. Jedes von uns verkaufte Instrument garantiert. Gebrauchte Pianos und Orgeln stets an Hand zu niedrigen Preisen.

Stimmen und Reparaturen werden pünktlich und gut besorgt durch einen erfahrenen und erprobten Arbeiter.

Guersey Bros., 224 Wyoming Ave., Scranton.

Gingina.

Aus der Mappe eines Polizeibeamten. Von Joseph Erler.

Unser Archiv besitzt einen vergessenen Winkel. Ein Stoß alter Akten, um die sich Niemand mehr kümmert, liegt dort aufgeschapelt. Die Schriftzüge sind verblüht, die Papiere vergilbt, fingerbitter Staub liegt auf denselben und Moderduft steigt aus ihnen empor. Staub und Moderduft! Was unter denselben wohl Alles begraben liegt?

Gingina! Seltsamer Name. Wie eigenartig er das Ohr des Fremdlingen berührt und doch voll harmonischen Zaubers. Ein eigener Zauber lag auch über dessen Trägerin ausgegossen. Eine rotblonde Südländerin mit schwarzen, funkelnden Augen, von dunklen Wimpern und Brauen überschattet. Wertwirdiges Spiel der Natur und doppelt wirksam durch seinen seltenen wunderbaren Contrast! Wer Gingina gesehen, hat sie nie mehr vergessen. Nicht das scharfschnittene feine Profil, nicht die zierliche Gestalt, aber die märchenhaften und die feurig-rothen Haarwellen haben sich für ewig in sein Gedächtnis geprägt. Nur ins Gedächtnis? Glücklich jene, die nicht dabei ihr Herz verloren. Gingina war trotz des glühenden Hauges, der ihrer Gestalt so entzückend schien, den Männern gegenüber ein starrs Mar-morbild. Sie nahm deren Subjungen als pflichtschuldigen Tribut entgegen; stolz gleich einer Königin, obwohl sie nicht Anders war als eine Straßenfängerin, die für kleine Münze ihre Lieber hinaus-schmeißt über die prächtige Piazza San Marco, die Gitarre spielte und auch da zu tanze. Mit welcher Grazie sie Alles that, die Mäusen selbst schienen ihr Unter-richt in ihren heiteren Ränken gegeben zu haben.

Ein alter Mann war es, der sie als Beschützer begleitete, und noch dazu blind. Gingina brauchte keinen anderen, sie wußte ihren Ruf selbst zu wahren. „Nabe“ nannte sie ihren Beschützer, Eingeweihte behaupteten, daß sie Nabe und der Alte ein armer Krüppel sei, der als Arbeiter in einer Pulvermühle bei einer Explosion sein Augenlicht vor vielen Jahren verloren und den sie aus reinem Mitleid zu sich genommen habe. Nabe vernahm folgte ihr auf Treit und Schritt, treu wie ein Hund; seine erloschenen Augen auf sie gerichtet, sah er bei ihren Productionen auf dem rohen Holztisch, den er mit sich trug, lauschte ihrem Gesange als aufmerksamer Zuhörer und lächelte bei ihren Tönen glücklich vor sich hin. Wenn sie gedenkt, nahm er den Dankeslohn des Publikums in seiner Bleichheit entgegen. Gingina selbst nahm nie eine Gabe an, auch Nabe ver-nahm machte keinen Schritt zur Samm-lung, und doch füllte sich die Tasche nicht nur mit Kupfer, sondern auch mit klingenden Silbermünzen.

Es war kein Almosen, das man bot, auch keine Bezahlung, sondern ein freudiger Tribut, den man, noch schwebend im Zauberbanne Gingina's, leistete und der besonders bei Fremden reichlich aus-fiel. Wer damals Venedig besuchte, kannte Gingina, sie gehörte zu den Sehenwürdigkeiten der berühmten Dogenstadt so gut wie die Markusstraße, der Palazzo Ducale und die Maldrober. Wenn sie auf der Piazza San Marco er-schien und sich vor dem Cafe Quabri pro-duzirte, concentrirte sie das Interesse der Tausende, die fröhlich auf derselben hin und her wogten.

An einem milden Janendage des Jah-res 1857 sah eine heitere Gesellschaft von Offizieren der damals sehr starken Gar-nison in dem Extra-Local eine Heine, aber durch ihre vortrefflichen Weine be-renommierten Flaschenetier auf der Pia-zetta. Das Gespräch wurde, was ein Bild auf die Batterie geleiteter Flaschen wohl begrifflich erscheinen ließ, sehr laut geführt und drehte sich um Gingina, an deren Ränken man sich kurz vorher er-reuert hatte. Jeder behauptete, den Cha-rakter des Mädchens besser zu kennen als der Andere, die verschiedensten und wider-sprechendsten Ansichten darüber waren zum Ausdruck gelangt. „Sagt, was Ihr wollt, ich halte das Mädchen für brav und ehrenhaft und stehe dafür ein, bis ich vom Gegenheile die Beweise habe. Damit Nabe“, wollte der Aelteste der Gesellschaft, ein ruhiger und gefestigter Hauptmann der Genietruppe, die Er-läuterungen, welche einen hitzigen Charak-ter annehmen begannen, schließen.

„Reinweges Nabe“ sah Bela v. J., ein blutjunger Lieutenant eines croati-schen Regiments, auf. „Der Herr Hauptmann ist ein bekannter Idealist und Platoniker, ich aber nehme die Weiber wie sie sind und daß Gingina keine Ausnahme macht, wette ich.“ Das Wort zündete. „Ja, wetten, wetten!“ scholl es in der Runde. „Ich finde es unpassend, die Ehre eines Weibes und sei es auch nur einer Straßenfängerin, zum Gegenstand einer Wette zu machen“, erwiderte ruhig und feil der Hauptmann.

Bela v. J. öffnete den Mund zu einer spitzigen Bemerkung, als ihm ein Rame-rad in's Wort fiel. „Laß den Moralisten aus dem Spiele, ich halte die Wette. Was gilt's, Rame-rad?“ „Zehn Flaschen Champagner, mehr ist mir Gingina's Ehre nicht werth.“ Da lachte es gelend hinter der Tenda, welche nach italienischer Sitte die Stelle der Thür des Locals betrat, auf. Die Offiziere klappten. „Was giebt es dort draußen?“

Der Kellner stürzte herein. „Com-manda?“ „Wer hat gelacht?“ „Pardone, Signori, eine scherzo — mit die cameriera“, flammelte verlegen der Burtsche.

„Treibt Eure Scherz anderswo, hier aber wollen wir ungeführt sein!“ Der Genie-Hauptmann hatte inzwi-schen sein Zehc berichtigt und sich mit kurzem Druck empfohlen. Als er durch die Othria schritt, bemerkte er an einem Tischchen hart neben der Tenda zum Extralocale den alten Nabe Bernabo, der sein Sorbeto schlürfte. Eine zweite Tasse mit Sorbeto stand halbleer auf dem Tischchen. Der Alte war also nicht allein gekommen.

„Gingina, wenn sie es gehört hätte, armes Mädchen!“ entfuhr es bedauernd dem Munde des Offiziers. „Fünf Flaschen Champagner a conto!“ schrie Bela v. J. im Extra-Local. „Evviva Gingina!“ tönte es im wilden Chor.

Der Hauptmann stieß zornig seinen Säbel gegen den Steinboden und eilte dann mit einer Bewußtlosigkeit auf den Lippen aus dem Local.

In der zweifolgenden Nacht, nachdem die Schläge der mitternächtlichen Stunde verhallt waren, schritt ein junger Mann langsam über die Riva bei Schla-voni. Bei dem zweiten Male blieb er stehen und musterte die Gondeln, die, nur spärlich beleuchtet, einer Reihe unheimlicher Särge glichen. Unheimliche Ruhe schien auch über die ganze Stadt, in welcher in anderen Nächten um diese Stunde noch volles Leben zu herrschen pflegt, heute ausgebreitet. Die Stra-ßen waren ausgehoben, nirgends bide-ten sich Gruppen, einzelne Gestalten nur suchten an den festverschlossenen Häuser-thüren dahin, und nur der regelmäßige Marschschritt starker Militär-Patrouillen unterbrach von Zeit zu Zeit die Stille der Nacht.

Was hatte sich gleich einem schweren Alp auf die stolze Dogenstadt gelegt? Eine traurige Thatlage. In Folge einer weitverbreiteten Verschönerung, welche die Polizei entdeckt, waren zahl-reiche Verhaftungen vorgenommen und Mittags das Standrecht proclamt worden.

Was für eine Maßnahme, die nie ihre Wirkung verfehlte und hier, wo der Hohn von den Feinden des Staates un-ternimmt war, wo ganz Venedig nur ein Vulcan schien, der auf den günstigen Moment seines Ausbruches wartete, ganz an Plage war.

Verwundeter Zwischenfall, wenn sie sich davon abhalten ließe“, brumte der junge Mann vor sich hin. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. „Gingina non manca alla sua parola.“ Der Angesprochene wendete sich um. Eine dicht verschleierte Frauengestalt stand hinter ihm.

„Wie, Mädchen, Du verstehst auch deutsch?“ „So viel als meine Kunst es eben er-fordert. Nun aber kein Wort weiter — folge mir.“

Und sie zog Bela von J. rasch mit sich nach einer der naheliegenden Gondeln. „Du hast mich gleich erkannt, Gin-gina?“ „O, aus Tausenden hätte ich Dich herausgefunden.“ Ein Lächeln der Befriedigung glitt über das noch nahe drollige Antlitz des jungen Mannes. Er hatte nach der Hand des Mädchens, um sie zum Ausdruck seiner Dankbarkeit zu drücken. Sie aber wies ihn kurz nach einer Gondel. „Steig ein!“

„Wer wird uns rudern?“ „Dies fragst Du eine Venezianerin? Du bist noch ein Fremdling in unserer Stadt.“

„Deine zarten Hände und Arme.“ „Wissen nicht nur Rudern, sondern auch Waffen zu führen.“

Durch den dichten Schleier schien ein Blick aus ihren Augen hervorzufließen. Bela bemerkte ihn nicht, ihn bezauberte der Gedanke, daß sein Spiel gewonnen war. „Und wohin willst Du uns denn füh-ren!“ „Fort aus dieser Stadt, auf welcher ein schwerer Bannfluch liegt; hinaus auf das weite Meer, wo bei uns die Freiheit wohnt, wie bei Euch auf den Bergen.“

„Oerliches Mädchen, an Deiner Seite sie genießen, ist Seligkeit.“ „Lasse mich, ich besaß meiner Hände gar Arbeit.“

Leicht plätschernd fielen die Ruder in die Fluten und rasch entfernte sich die Gondel gegen den Rio hin, welcher, einem dunklen Streifen gleich, dem Horizont zu begrenzen schien. — Wie lo dies gekommen war? Bela v. J. hatte nicht ge-faßt, jene Schritte zu unternehmen, die ihm zum günstigen Ausgange seiner Wette nöthig schienen. Gestern Abend war es seinem Vorfahren gelungen, der Straßenfängerin ein Billet zu stellen, in welchem Bela sie unter Bezeichnungen seiner Liebe um ein Rendezvous bat. Heute Morgen hatte er ihre Antwort er-halten, daß sie ihn um Mitternacht bei dem zweiten Wolo der Riva der Schiavoni erwarten werde. Ein so rascher Sieg hatte zwar seine Hoffnungen über-troffen, war aber dem jungen selbstbe-wußten und von den Damen so verlobb-ten Offizier nur natürlich erschienen. Er beschloß auch sofort, der Einladung Folge zu leisten, war er doch nie vor einem Liebesabenteuer zurückgeflücht.

Die Vorfälle des heutigen Tages hat-ten zwar auch die Freiheit der Officiere beschränkt, durch den Tausch seiner Uni-form mit Civilkleidern, die ihm wieder-holt gute Dienste geleistet, glaubte Bela v. J., aber vor allen unliebsamen Ewen-tualitäten gesichert zu sein. Im schlimmsten Falle schien ihm eine Schärferstunde mit Gingina, die ihm zudem zehn Fla-schen Champagner und neuen Ruhm als Frauenheld eintrug, auch nicht mit einem Verweise oder einigen Tagen Zimmer-arrest zu theuer erkauft zu sein.

An nächsten Morgen lief bei der Poli-zei-Direktion die Meldung ein, daß ein männlicher Leichnam an den Strand des Rio geschwemmt worden sei. Die Commission, welche sich sofort an Ort und Stelle begab, constatirte, daß es der Leichnam eines den besseren Ständen an-gehörenden Mannes sei, welcher an der rechten Brustseite die Wunde eines Stilet-tisches, allerdings nicht tödtlichen Charak-ters, aufwies. Der Tod mußte in Folge Ertrinkens eingetreten sein. Die Leiche, bei der sich keinerlei Papiere zur Fest-stellung der Identität vorfinden, wurde in einer Gondel nach der Stadt gebracht. Da dort inzwischen bei der Polizei-Direk-tion von Seiten des Militär-Commandos die Anzeige erstattet worden war, daß Lieutenant Bela v. J., welcher nach Aus-gang seines Vorfalles in der verflorenen Nacht in Civilkleidern ein Stielbüchlein mit der bekannten Straßensängerin Gin-gina gehabt habe, seitdem vermißt werde, war es nicht schwer, die Persönlichkeit des Ermordeten zu identificiren. Ein Wort lag allem Anscheine nach vor und es wurde sofort der Verhaftbefehl gegen Gingina erlassen. Man fand dieselbe in der Kirche Madonna della Salute auf den Wärmorkufen vor dem Gnadenbild ausgestreckt und in Thränen aufgelöst. Sie schien die Polizei-Agenten erwartet zu haben, mechanisch folgte sie denselben, ohne auf deren Fragen irgend welche Antwort zu ertheilen. Hatte ihr der Schreden über die That, die sie begangen, die Sprache geraubt? Daß sie die Schuldige war, unterlag keinem Zweifel, dafür zeugten zu deutlich das Bild des ermordeten Lieutenants und die blutbe-setzten Kleider, die man bei der vorge-nommenen Hausuntersuchung gefunden, und die sie, wie die Nachbarn bestätigten mußten, in der vergangenen Nacht getra-gen hatte.

Gingina wurde vor das Standgericht gestellt. Die Verhandlung war kurz und die Schuldbetheuernde erbrachte, nur über die Motive der That sollte die Angeklagte Aufklärung geben.

„Zu welchem Zwecke haben Sie den Leichnam des Lieutenants Bela von J. ein Ren-dezvous bewilligt?“ fragte der Präsi-dent.

„Um ihm zu beweisen, daß die Ehre einer Venezianerin höher im Werthe steht, als er sie geschätzt hat.“

„Sie glaubten sich also beleidigt und wollten sich rächen. Haben Sie sich zu diesem Zwecke mit einer Waffe versehen?“

„Nur zu meinem Schutze, daß ich sie aber gebrauchen mußte, war nicht meine Schuld.“

„Aber Sie haben doch einen eventuel-len Gebrauch derselben in Erwägung ge-rogen, das Stielbüchlein nur in feind-licher Absicht bewilligt. Wie geschah die That?“

„Ich mußte mich vertheidigen, griff nach dem Dolch und führte einen Stoß nach ihm. Wo ich ihn getroffen, weiß ich nicht, ebenso wenig, wie es gekommen, daß er über die Brüstung der Gondel in's Meer gestürzt ist.“

„Haben Sie seine Rettung versucht, um Hilfe gerufen?“

„Nein, denn er verschwand sofort vor meinen Augen in den Fluten und mich ersagte ein solches Grauen, daß ich rasch mit der Gondel nach der Stadt zurück-fuhr.“

„Sie haben sonst nichts zu Ihrer Ver-theidigung vorzubringen?“ fragte der Präsident.

„Nichts!“

Gingina hatte sich damit das Urtheil gesprochen. Das Erkenntniß des Richters lautete auf Todesstrafe. Unter den obwaltenden Verhältnissen konnte es auch gar nicht anders lauten. In zwei Stunden sollte es, wie es das Standrecht vorschreibt, vollstreckt werden.

Gingina war, als über ihr junges Leben der Stab gebrochen wurde, kalt und ruhig geblieben. Nur eine Gnade hatte sie sich auserbitten, vor ihrem Tode noch Nabe Bernabo zu sehen. Sie wurde ihr gewährt.

Der Schmerzensausbruch des blinden Alten war bei dem Zusammentreffen herz-erschütternd. Er sollte nun den Engel verlieren, der ihm das Augenlicht er-setzt hatte. Und auf welch' entsetzliche Weise!

„Nabe Bernabo, Dir bleibt noch Zeit genug zum Weinen, doch meine ist ge-messen. Daß Du mir besorgst, um was ich Dich heute Morgen gebeten?“

„Ja, Gingina, wie Alles, was Du be-fohlen, aber um Gottes Barmherzigkeit willen.“

„Kein Aber. Willst Du, daß Gingina am Galgen ende?“

Der Alte schloß auf. „Dann gib her, es ist der letzte Lie-besbrief, den Du mir erwiesen. Die heilige Jungfrau segne Dich dafür, Bernabo.“

Als der Gefängnißgeistliche kam, um

Gingina zum letzten Gange zu begleiten, fand er nur mehr ihre Leiche. Sie hatte sich vergiftet. Bernabo, der ihr das Gift verschafft haben mußte, war verschwun-den. Drei Tage suchte ihm die Polizei vergebens. Am dritten wurde seine Leiche aus dem Canale Grande gezogen.

Arme Gingina!

Nicht einmal die sonst so wohlfeile Aurore der politischen Märtyrerin ward ihr in ihrem Vaterlande zu Theil. Ihr Volk hat sie vergessen, wie der Knabe den buntschillernden Schmetterling, der wenige Minuten sein Auge erfreut. Nur die alten Akten noch enthalten ihre Ge-schichte, eine traurige Geschichte, die aber des poetischen Reizes nicht entbehrt — trotz Staub und Moderduft.

— Vor langen Jahren haben einmal Barbaren über die Civilisation geseht, „Barbaren“ verkörpert das römische Reich. Heute sind wir Zeugen des um-gekehrten Schauspieles: wüthende Civilisa-tion droht dem mächtigsten Reich des Ostens den Untergang. Das kleine Japan hat China niedergeschlagen, nicht durch größere körperliche Kraft, sondern durch höhere Intelligenz. Und nicht allein das ganze verrottete System dieses Reichen des himmlischen Reiches der Mitte lernen auch zum ersten Male, daß die Mäkte und Tüden ihrer corrupten Politik unter den modernen Verhältnissen nicht mehr fruchtet. Seit Monaten hat China versucht, Friedensverhandlungen mit Japan anzuknüpfen, seine „Staats-männer“ haben es aber dabei für „diplo-matisch“ gehalten, nie Vertreter zu ernennen, welche irgend welche Macht ha-ten. Es war ja doch möglich, daß wäh-rend der Verhandlungen sich noch irgend Etwas ereignen würde, das das Kriegs-glück zu Gunsten Chinas wendete.

Nom hat seiner Zeit ein ähnliches Spiel gespielt. Nachdem Japan einen Gesandten nach dem anderen wieder ab-geschickt hatte, weil er nicht als offizieller Vertreter der chinesischen Regierung be-trachtet werden konnte, hat man dann den amerikanischen Rechtsbeistand in Washington, Herrn Foster, berufen. Aber hier sahe da, auch Herr Foster fand, als er in Japan ankam, keine genügen-den Vollmachten; die Japanesen wei-gerten sich, sich mit ihm in Unterhand-lungen einzulassen und Herr Foster, der einer der gewichtigsten amerikanischen Kenner internationalen Rechtes und in-ternationaler Gebräuche ist, zog sich zu-rück und hatte eine kleine „Scene“ mit den übrigen Vertretern des himmlischen Reiches. Die „hoh“ Politik Chinas hat sich also eben! lächerlich und uner-lich erwiesen, wie eine ganze übrige Verwaltung und sie wird durch ihre fin-berliche Anstie nicht mehr erreichen können, als seine Truppen auf dem Schlachtfeld erreicht haben. W. u. A.

Das Taschentuch ist heutzutage unser unentrennlicher Begleiter, und doch gab es eine Zeit, als man diesen nützlichen Gegenstand noch nicht einmal dem Namen nach kannte. Unfer den heutigen Da-men, denen ein zierliches Taschentuch ein unentbehrliches Toilettestück ist, werden es kaum glauben, daß die Damen und Vögelrauben, an die Balther von der Vogelweide und Heinrich von Meißel, genannt Frauenlob, ihre süßen Minne-lieder gerichtet, sich niemals eines Taschen-tuches bedient haben sollen. Es ist aber eine historisch festgestellte Thatlage, daß erst vor etwa 350 Jahren zum erstenmale eine Dame ein Taschentuch benützte. Die junge Dame, die diesen bedeutsamen kulturhistorischen Schritt that, war eine hübsche Venezianerin, die mit ihrem „faxolletto“ jedenfalls großes Aufsehen erregt hat. Italien ist die Wiege des uns heute so unentbehrlichen Taschen-tuches. Nennem Danke entleihen zunächst die französischen Damen, und zwar zur Zeit Heinrichs II. (1547—1559), den Gebrauch des Taschentuches. Aus den teuersten Geweben bestehend, mit kost-baren Stickereien und Besätzen versehen, galt es lediglich als Luxusartikel. Unter Heinrich III. (1574—1589) gebrauchte man es schon parfämiert und nannte es dann auch wohl „mouboir de Venus“. Etwa ums Jahr 1580 hielt es auch in Deutschland seinen Einzug, und auch hier wurde das Taschentuch, das man nach seinem italienischen Ursprunge „Fajollet-lein“ nannte, zunächst ein Schaus- und Prunkstück, dessen sich nur Fürsten und sonstige reiche Personen bedienen durften. Bei der verschwenderischen Ausstattung, mit der man die Taschentücher herstellte, ist es nicht zu verwundern, wenn es bei reichen Brautleuten als Verlobungsge-schenk diente. Neben kostbarem Spitzen-besatz längs der Ranten und wertvollen kleinem Rüschen und Quasten an den vier Ecken sehr beliebt. Dem niederen Volk war der Gebrauch des Taschentuches, wie zum Beispiel in Dresden, ums Jahr 1595 durchaus verboten, und schon zwölf Jahre früher, 1583, wurde in Magde-burg eine der Anordnung der höheren Stände entsprechende Preisliste für Ta-schentücher festgesetzt. Fast zu der gleichen Zeit wie in Frankreich finden wir das Taschentuch auch in osmanischen Reiche zur Zeit des prachtvollenden Soli-man II. (1620—1666), des Zeitgenossen Karls V. Dort diente es als Auszeich-nung für die höchsten Staatsbedienten und Würdenträger, die es als Prunkstück entweder im Gürtel oder an diesem her-abhängend zu tragen pflegten.

Die feinsten Druckarbeiten in der Stadt liefert die „Wochenblatt“ Office.